

Leseprobe aus:

Charles den Tex
Die Zelle
Thriller



Eine Art Abholpizza

»Sie waren allein? War denn niemand in der Nähe? Kein Verkehr auf der Gegenfahrbahn? Fuhr ein anderes Fahrzeug dem verunglückten Wagen voraus?«

»Ja, ein Motorrad. Aber es war weit vor uns. Zu weit weg.«

Der Polizist machte sich Notizen und dachte nach. »In welcher Beziehung standen Sie zu den Insassen des Unfallfahrzeugs?«

Ich begriff die Frage nicht sofort. Ich saß neben dem Polizisten im Streifenwagen. In den Händen hielt ich noch immer den Kuli, den ich aufgehoben hatte. Achtlos steckte ich ihn in die Hosentasche und schaute zum Fenster hinaus. Die Sonne strahlte nach wie vor. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite waren Feuerwehr und Notdienste noch immer damit beschäftigt, das Wrack aufzuschneiden, um die Insassen zu befreien. Eine merkwürdige Vorstellung: um sie zu befreien. Doch welche Freiheit blieb ihnen wohl? Ich stellte mir einen verzweifelten Kampf um die letzte Überlebenschance vor.

»Sind sie tot?«, fragte ich. Ich konnte nicht weiterdenken, bevor ich nicht Gewissheit hatte, bevor ich nicht wusste, ob die Hilfe noch rechtzeitig eingetroffen war oder nicht. Sonderbar, denn eigentlich kannte ich die Antwort. Ich hatte direkt neben dem Unglücksfahrzeug gestanden und die Verwüstung mit eigenen Augen gesehen. Dennoch musste ich danach fragen.

Der Polizist folgte meinem Blick nach draußen und gab keine Antwort. Er nickte nur und wiederholte dann seine Frage: »In welcher Beziehung standen Sie zu den Insassen des Unfallfahrzeugs?«

»In gar keiner.« Erst jetzt wurde mir die Bedeutung seiner Frage bewusst. »Wie kommen Sie darauf, dass ich zu den Insassen dieses Wagens in irgendeiner Beziehung gestanden habe?«

»Nun, weil Sie offenbar gemeinsam unterwegs waren. Ansonsten war kein anderes Fahrzeug auf dieser Straße.«

»Wir befuhren lediglich zur selben Zeit dieselbe Straße. Mehr nicht. Das ist doch eine öffentliche Straße, oder?«

Der Polizist ignorierte meine Frage. »Also keine Beziehung?«, hakte er nach.

»Nein.«

»Dass Sie hier entlangfuhren, war reiner Zufall?«

»Ja. Ich war auf dem Weg zu einem Termin.«

Wieder ignorierte er meine Bemerkung und blickte auf seine Notizen. »Und Sie wissen nicht, wer in diesem Auto saß?«

»Nein, woher sollte ich das wissen?« Allmählich gewann mein Ärger die Oberhand über mein Erstaunen. Worauf wollte dieser Mann hinaus? Was sollten diese Fragen? »Wie kommen Sie darauf, dass ich weiß, wer in dem Auto gesessen hat?«

Er reagierte nicht und schaute weiterhin in seine Aufzeichnungen. Er wiederholte sich. Unermüdlich arbeitete er einen Fragenkatalog ab, und wenn er fertig war, begann er wieder von vorn. Name, Geburtsdatum, Angaben zum Pkw, Kennzeichen, was ich hier machte, ob es keine anderen Zeugen gab, was ich gesehen hatte. In willkürlicher Reihenfolge. Unterbrochen von Fragen, die ich zwar verstand, die mir aber vollkommen sinnlos erschienen.

»Was für ein Auto fahren Sie?«, fragte der Polizeibeamte.

Ich zeigte hinaus. »Das da.« Das hatten wir doch schon einmal gehabt.

»VW«, stellte er fest.

»Ja.«

»Golf?«

Ich nickte. Zu antworten erschien mir zwecklos.

Der Beamte ließ nicht locker. »Einen VW Golf?«, fragte er nachdrücklich.

Ich seufzte. »Ja, einen VW Golf. Genauso einer wie der, in dem wir jetzt sitzen. Sie wissen doch bestimmt, wie ein VW Golf aussieht?«

»Und ansonsten?«, fragte er, als hätte ich nichts gesagt.

»Wie, ansonsten?«

»Welche Autos fahren Sie sonst noch?«

Neben ihm erschien der Kopf eines zweiten Polizisten, der eben meinen Führerschein und die Autopapiere an sich genommen hatte. Dadurch brauchte ich die Frage nicht zu beantworten, denn schon waren die beiden Beamten in eine Unterhaltung vertieft. Durch das geöffnete Fenster reichte der Mann draußen dem anderen meine Papiere. Er sagte etwas, was ich nicht verstehen konnte. Es galt auch nicht mir. Der Beamte neben mir hörte zu und nickte. Sie taten so, als sei ich Luft, was mich richtig auf die Palme brachte.

»Ich habe mir schon so etwas gedacht«, sagte der Polizist an meiner Seite. Er nickte erneut und hörte weiter zu. »Ja, glaube ich auch«, sagte er kurz darauf. »Kannst du das überprüfen?«

Der zweite Beamte richtete sich auf und schlug mit der flachen Hand zweimal schnell hintereinander auf das Auto-
dach. »Mache ich«, sagte er und entfernte sich rasch.

Ich war in ein Routineverfahren geraten. Man befasste sich mit mir, registrierte mich aber nicht als Person. In dem Moment, als der Mann neben mir mich wieder etwas fragen wollte, fing mein Handy an zu piepsen. Ich zog den Apparat aus der Tasche und schaute auf das Display. Ganz automatisch, ich dachte nicht im Geringsten darüber nach. Ich freute mich sogar über den Anruf, denn er bedeutete den Kontakt zu meiner eigenen Welt. Danach hatte ich ein starkes Bedürfnis. Ich drückte auf die Annahmetaste und hielt das Handy an mein Ohr.

»Hallo, hier ist Michael«, meldete ich mich.

Meine Mutter begann ihre Gespräche immer völlig zusammenhanglos, als müsse jeder wissen, was in ihrem Kopf vor sich ging.

»Dein Vater ist sicher einkaufen«, sagte sie. Seitdem sie sich vor anderthalb Jahren hatten scheiden lassen, hatten meine Eltern entdeckt, was sie all die Ehejahre vermisst hatten. Mein Vater erlebte seine zweite Jugend und verschliss eine Freundin nach der anderen. Seine neueste Eroberung hatte ich noch

nicht kennengelernt, da erzählte mir Peter, mein jüngerer Bruder, dass er schon wieder die nächste im Visier hatte. Wo er sie herholte, war uns ein Rätsel, aber dass er auf Frauen attraktiv wirkte, war unverkennbar. Peter und ich hatten uns schon oft darüber gewundert, wie leicht er mit Wildfremden ins Gespräch kam. Durch seine Kontaktfreudigkeit gewann er rasch neue Freunde. Und Freundinnen.

»Er ist ja so uncool!«, beschwerte sich Peter.

»Ja, aber er quatscht mit jedem«, erwiderte ich. »Von dem können wir uns noch eine Scheibe abschneiden.«

Nachdem mein Vater ausgezogen war, konnte meine Mutter endlich ihre Religiosität ausleben. Sie verwirklichte einen lange gehegten Traum und buchte einen spirituellen Kursus in Kanada. Drei Monate später buchte sie den zweiten. Von dem dritten kehrte sie nicht mehr zurück. In der großartigen Natur und umgeben von eifrigen Glaubensgenossen nahm sie endgültig Abschied von dem Neubauviertel außerhalb von Dordrecht, in dem sie sich sechsundzwanzig Jahre lang mit nörgelnden Kindern, einem verständnislosen Mann und einer beängstigenden Enge abgeplagt hatte. Mit siebenundfünfzig Jahren hatte sie in den Hügeln von Vancouver sich selbst gefunden und damit eine ungeahnte innere Energiequelle angezapft.

Aber warum sie glaubte, dass mein Vater gerade Einkäufe erledigte, sagte sie nicht.

»Wieso?«, fragte ich. »Was ist denn los?«

Meine Mutter wollte keine Fragen von anderen hören und sie beantwortete sich ihre Fragen selbst. »Ich weiß jetzt gar nicht, ob ich einen Flug buchen soll oder nicht«, sagte sie.

Geheimsprache.

»Kann ich dich gleich zurückrufen?«, fragte ich. Ihr Gedankengang begann mich zu entnerven. Es war keine gute Idee gewesen, dieses Gespräch anzunehmen, das nur Verwirrung statt Ablenkung brachte. Meine Mutter war nicht in der Lage, sich in die Situation anderer hineinzusetzen.

»Er beantwortet meine E-Mails nicht!«, rief sie empört.

»Nein, natürlich nicht.« Mein Vater las seine E-Mails nicht

einmal. »Wenn du etwas von ihm wissen möchtest, musst du ihn anrufen«, sagte ich. »Also bitte tu das jetzt. Ich kann dir im Moment nicht helfen. Du rufst wirklich zu einem sehr ungünstigen Zeitpunkt an.«

Sie schwieg für einen Moment, aber ihre Wut rauschte mir in den Ohren.

»Für deine Mutter hast du wieder mal keine Zeit«, beklagte sie sich. Ihr Schmerz umrundete mühelos die halbe Welt – Handys sind Dolche mit Fernbedienung – und traf mich an meiner verletzlichsten Stelle. Ich nahm mir wirklich nie Zeit für sie, und ausgerechnet jetzt, wo ich rein gar nichts für sie tun konnte, wies sie mich auf meine Nachlässigkeit hin.

»Nicht jetzt, Mama«, sagte ich. Etwas anderes fiel mir nicht ein. Eine Erklärung erschien mir in diesem Augenblick zu ausufernd, zu übertrieben, schon der Gedanke daran war mir zu viel. »Nicht jetzt. Ich rufe dich später zurück.«

»Mich brauchst du nicht anzurufen«, fauchte sie als Erwiderung. »Hauptsache, du rufst deinen Vater an.«

Noch ehe ich die Verbindung unterbrechen konnte, hatte sie schon aufgelegt, wodurch ich schließlich doch mit dem Gefühl einer Zurückweisung auf das Display starrte.

»Meine Mutter«, sagte ich zu dem Polizisten.

»Dachte ich mir«, erwiderte er. Ungerührt blätterte er in seinem Notizbuch und begann noch einmal von vorn. »Und Ihr Name lautet?«

Meine Geduld war fast erschöpft. Es war ein schwerer Unfall gewesen, die Polizei musste gründlich arbeiten, keine Einzelheit durfte übersehen werden, dafür hatte ich durchaus Verständnis. Aber alles, was ich wusste, und alles, was ich gesehen hatte, hatte ich bereits erzählt. Schon zwei Mal. Der Fahrer des Wagens vor mir hatte die Kontrolle über das Fahrzeug verloren, der Wagen war ins Schleudern geraten, umgekippt, hatte sich überschlagen und war an dem Strommast aus Beton zerschellt. Mehr wusste ich nicht. »Ich habe einen Termin, zu dem ich schon viel zu spät komme«, sagte ich. »Also, wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich jetzt ...«

»Ihr Name?«, fragte der Polizist.

»Bellicher. Michael Bellicher. Das habe ich doch bereits drei Mal gesagt. Er steht auch in meinem Führerschein, den Sie an sich genommen haben.«

»Das sehe ich.«

»Also, wenn möglich würde ich jetzt gerne meinen Termin wahrnehmen.«

»Wir haben alle unsere Termine, Meneer ...« Er zögerte und schaute erneut in seine Papiere.

»Bellicher«, sagte ich.

»Richtig. Bellicher. Michael Bellicher. Wissen Sie was, Meneer Bellicher? Der Herr dort in dem Auto, der hatte auch einen Termin.« Er schwieg und schaute mich an. Er ließ mich spüren, dass ich für den Augenblick noch nichts zu wollen hatte.

Er hatte recht, natürlich hatte er recht, mehr, als ich es je haben würde. Dennoch regte ich mich zunehmend darüber auf, dass ich ohne die geringste Begründung immer wieder dieselben lächerlichen Fragen beantworten musste. Das war doch völlig sinnlos. Ich legte die Hand auf den Griff der Beifahrertür, bereit, auszusteigen.

»Gut, ich geh dann jetzt mal«, verkündete ich.

Der Polizist schaute mich an. »Meneer Bellicher, noch ein paar Minuten. Wir müssen so viel wie möglich überprüfen, ehe wir Sie gehen lassen. Sie sind der einzige Zeuge.«

Ich sagte nichts.

»Es tut mir leid wegen Ihres Termins. Aber das sind nun einmal keine normalen Umstände.«

Ich lehnte mich im Sitz zurück und schloss die Augen. Warum regte ich mich so auf? Der Auftrag war wichtig, natürlich, aber wenn ein Mandant für eine derartige Ausnahme kein Verständnis aufbrachte, wollte ich ihn als Mandanten vielleicht gar nicht haben. Von der Warte aus konnte ich es auch betrachten. Im Angesicht des Todes diente meine Hektik zu nichts weiter als zu dem Beweis, dass ich noch am Leben war. Verständlich, aber überflüssig. Ich rief meinen Mandanten an, erklärte die Situation und wir kamen überein, den Termin für heute ganz abzusagen. Sobald ich mit meinen

Aussagen der Polizei gegenüber fertig war, würde ich mich melden und wir würden einen neuen Termin vereinbaren. Mehr konnte ich nicht tun. Ich rieb mir mit beiden Händen über das Gesicht und versuchte, mich zu entspannen.

Hinter mir wurde eine Autotür geöffnet und der zweite Polizist stieg ein.

»Und?«, fragte der Beamte neben mir.

»Tatsächlich«, sagte der Mann auf dem Rücksitz.

Der Polizist schüttelte fassungslos den Kopf. »Das glaubst du doch wohl selbst nicht?«, fragte er.

»Ist aber so«, erwiderte der Mann hinter mir.

Damit hatten sie offenbar genug gesagt, denn anschließend verfielen sie in ein langes Schweigen. Draußen arbeiteten die Hilfskräfte unablässig weiter. Ein Kranwagen hatte den Betonpfeiler von dem Wrack gehoben. Die Reste der Windschutzscheibe waren entfernt und die Blechkanten durchgeschnitten worden, wodurch der vordere Teil des Dachs weggeklappt werden konnte. Einer der Feuerwehrmänner kletterte durch die Öffnung hinein und klemmte eine Art Hebelarm zwischen die Türkante und den Boden. Ganz langsam wurde die größte Beule aus dieser Seite des Wracks herausgedrückt, wodurch im Inneren genügend Bewegungsraum entstand. Die Leiche des Passagiers auf dem Rücksitz wurde als erste herausgehoben. Von unserem Standort aus konnte man wenig sehen. Wir schauten alle drei zu, ohne etwas zu sagen.

»Man gewöhnt sich nie daran«, bemerkte der Polizist neben mir in dem Moment, als der Körper in den Krankenwagen geschoben wurde. An den ganzen äußeren Umständen erkannte man, dass für die Insassen des Wracks jede Hilfe zu spät kam. Die Hilfskräfte erledigten ihre Arbeit fachkundig, aber ohne Eile, ohne jenen an Panik grenzenden Druck, der entsteht, wenn es noch ein Menschenleben zu retten gibt. »Solche Unfälle richten eine viel größere Zerstörung an, als man auf den ersten Blick sieht. Das da können wir wegräumen«, sagte er. »Das ist der einfache Teil.«

»Kommt darauf an, was man unter ›einfach‹ versteht«, entgegnete ich.

Der Polizist schaute mich an.

»Stimmt, das ist in der Tat noch die Frage«, sagte er. »Dafür können Sie im Präsidium weiter nachdenken.«

Mein Tag war außer Kontrolle geraten. Die Polizisten forderten mich auf, hinten im Streifenwagen Platz zu nehmen, und dort wurde mir klar, dass meine Meinung nicht mehr zählte. Die beiden Männer waren unerbittlich, kein Argument hatte auch nur den geringsten Einfluss auf sie. Sie hörten mir geduldig zu, glaubten mir aber kein Wort. Die Bitte, mit ihnen zu fahren, war gar keine Bitte, sondern ein Befehl, nur erkannte ich das nicht sofort. Ich hatte keinen Militärdienst geleistet, kannte weder Feldwebel noch Hauptleute. Dafür zwar zahlreiche Manager, Vorsitzende, Kompagnons und Aufsichtsratsmitglieder, von denen einer autoritärer war als der andere, aber dennoch war ich nie mit direkten Befehlen konfrontiert worden. Ich war nicht damit aufgewachsen. Mein Vater war gegen Befehle. Meine Mutter nicht, die hatte ihre religiösen Überzeugungen und denen folgte sie. Sie betrachtete ihre Befehle jedoch nicht als solche, man tat einfach, was sich gehörte. Glücklicherweise waren meine Eltern sich aber nie einig gewesen und so konnten wir mehr oder weniger sagen, was uns durch den Kopf ging. Meine Eltern hatten es letztendlich nicht geschafft, ihre Differenzen zu überwinden, und waren vor anderthalb Jahren auseinandergeschieden. Seitdem war eine neuartige Offenheit in unserem Umgang miteinander entstanden. Eine neue Freiheit. Bis heute.

Die beiden hinteren Türen des Streifenwagens waren vom Fahrer verriegelt worden und mein eigener Wagen blieb am Unfallort zurück. Meinen Aktenkoffer und mein Sakko durfte ich herausholen, mehr nicht. Das Auto sollte später vom Abschleppdienst der Polizei abgeholt werden. Umständlich, übertrieben und lächerlich. Doch eines wurde mir dadurch schmerzlich bewusst: Die beiden Polizisten hatten Angst, dass ich abhauen könnte, und das wollten sie verhindern. Offenbar misstrauten sie mir, was schon aus dem Zwang zu den endlosen Wiederholungen hervorgegangen war:

Name, Fabrikat meines Pkws, Kennzeichen, Adresse. Als hätten sie damit gerechnet, dass ich etwas anderes antworten würde. Aber was? Und, nochmals, warum? Warum sollte ich etwas anderes antworten? Allein der Gedanke war absurd. Als wüsste ich nicht, wer ich bin.

Ich schloss die Augen und konzentrierte mich auf einen Punkt in meinem Kopf. Irgendwo. Einen willkürlichen Punkt. Je mehr ich mich darauf konzentrierte, desto mehr gab ich mich dem freien Lauf der Zeit hin, dem Fluss, der neue Ideen hervorbringt und der mich von den Gedanken loslöst, die Fortschritt vorgaukelten, indem sie sich endlos wiederholten. Bewusstes Denken ähnelt manchmal dem Programm von CNN: Es scheint, als passiere etwas, dabei hängt man in einer Schleife. Die Polizei tat, was sie tun musste, und sie würde so lange damit fortfahren, wie sie es für nötig hielt. Bis dahin stand alles auf Stand-by. Ich hing fest in einem einzigen, lang gezogenen Augenblick.

Loslassen, dachte ich. Wenn ich sowieso nichts zu sagen habe, sollte ich besser den Mund halten. Die Polizisten vorn waren schon viel früher zu diesem Schluss gekommen. Ich führte ihren Auftrag aus, sie führten den Auftrag eines anderen aus. Aus dem Funkgerät kamen ab und zu kryptische Durchsagen der Zentrale. Als würden geheime Bestellungen durchgegeben. Wo bist du? Hol dies. Bring das. Hast du dies? Hast du das?

Ja, sie hatten dies.

Dies war ich. Eine Art Abholpizza.

Im Präsidium wurde es nicht besser. Ich musste alle Aussagen noch einmal wiederholen, doch jetzt ganz offiziell und bürokratisch. Meine Daten wurden in einen Computer eingegeben und durchnummeriert. Kurz darauf führte ein Polizist mich ab.

»AZ 3 ist frei«, verkündete die Polizistin am Empfang. »Und sauber.«

»Darf ich von dort aus anrufen?«, fragte ich. Ich erhielt nicht einmal eine Antwort. Ich hörte Fragen und Aufträge,

die mich immer weiter in das System hineinsaugten. Langsam, aber sicher verschwanden meine menschlichen Eigenschaften. Ich war nicht mehr nett, interessant, freundlich oder wichtig, ich war nicht einmal mehr dumm oder nervtötend. Ich war keine Person mehr, sondern ein Fall. Mit einer Nummer und einer Akte. Mehr nicht. Ich musste alles abgeben, Schlüssel, Handy. Meinen Aktenkoffer besaß ich schon nicht mehr. Mit leeren Händen blieb ich zurück.

Der Polizist brachte mich zu einer Reihe von Arrestzellen. AZ Nummer eins war leer. In Nummer zwei saß ein Mann, ein paar Jahre älter als ich, groß, dicke Muskeln. Sein T-Shirt umspannte bis zum Platzen eng seinen Oberkörper. Er saß auf der Bank mit der aufrechten Rückenlehne und starrte zu Boden. Reglos.

»Alles in Ordnung, Klaas?«, fragte der Polizist.

Klaas reagierte nicht. Es war auch keine richtige Frage gewesen. Der Polizist hatte lediglich Laute von sich gegeben, die aussagten, dass er anwesend war und Klaas unter Beobachtung hielt.

AZ 3 war die letzte Zelle. Der Polizist hielt mir die Tür auf.

»Und jetzt?«, fragte ich.

»Da rein«, sagte der Polizist.

Das war's. Alles, was ich fragen wollte, würde warten müssen, denn dieser Mann antwortete mir genauso wenig wie sein Kollege vor ihm. Unter beinahe körperlicher Anstrengung versuchte ich, meine Gedanken zu verdrängen, aber sie kehrten hartnäckig immer wieder zurück. Ich bin nicht hier. Das geschieht nicht in Wirklichkeit. Es geht gar nicht um mich. Es handelt sich um einen Irrtum, der sich schon bald aufklären wird. Wie es sich gehört. Konzentriere dich auf einen willkürlichen Punkt, befahl ich mir selbst. Lass die Zeit verrinnen. Lass los. Warte.

Ich ging zwei Schritte nach vorn und hinter mir schloss der Polizist die Tür. Ich stand in einer Zelle. Das Klicken des Schlosses klang lauter, als es in Wirklichkeit war, definitiver. Es schien mir, als hörte ich das ganze System darin.

Mit einer simplen Bewegung war ich auf der anderen Seite gelandet. Ich drehte mich um.

»Ist das denn nötig?«, fragte ich durch die Gitterstäbe hindurch.

Gitterstäbe.

»Ja«, sagte der Mann. »Routine.« Er lächelte, auch Routine, und ging weg.